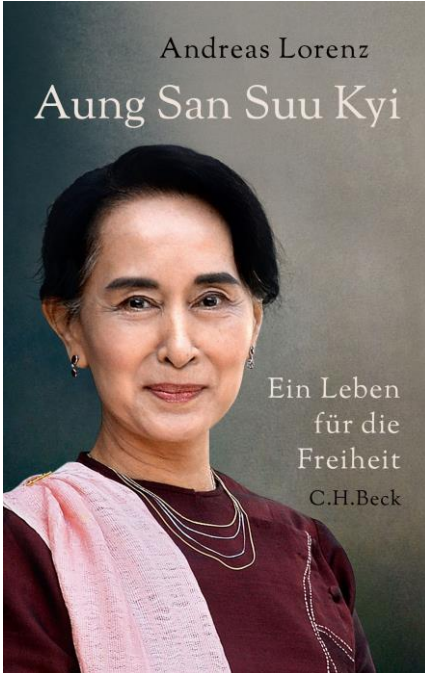


Unverkäufliche Leseprobe



Andreas Lorenz
Aung San Suu Kyi
Ein Leben für die Freiheit

336 Seiten mit 22 Abbildungen und 1 Karte.
Gebunden
ISBN: 978-3-406-67509-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14291896>

Vorwort

Das erste Mal sah ich sie persönlich im Mai 1996 bei einer ihrer Zaunreden in der University Avenue 54, das letzte Mal im Juni 2014 in der Kantine des Parlaments in der neuen Hauptstadt Naypyidaw. Sie saß an einem Tisch mit Abgeordneten der ethnischen Minderheiten. Als ich sie fotografieren wollte, stellte sich ein Parlamentsbeamter in den Weg: «No photos.» Aung San Suu Kyi hatte die Szene beobachtet, schüttelte fast unmerklich den Kopf und lächelte.

Aber auch sie selbst schottet sich ab, lässt sich nur selten interviewen, auch schriftliche Fragen hat sie für dieses Buch nicht beantwortet. Sie ist bekannt dafür, dass sie ihre Privatsphäre streng abschirmt. «Zu viel zu tun, zu wenig Zeit», schrieb sie in einer E-Mail. Wie also eine Biografie über eine Person schreiben, von der fast jeder Mensch auf dieser Welt schon einmal etwas gehört hat, die in jüngerer Zeit aber nur wenig von sich preisgibt?

Ich habe deshalb versucht, so viele Quellen wie möglich zusammenzutragen und viele Zeitzeugen und Wegbegleiter Aung San Suu Kyis zu befragen. Auch bei öffentlichen Auftritten habe ich sie oft beobachtet. Um Aung San Suu Kyi kennenzulernen und zu verstehen, reicht es nicht aus, ihren eigenen Werdegang zu beschreiben. Ihre Person ist nicht ohne die Geschichte ihres Vaters Aung San, des Nationalhelden, und auch nicht ohne die jüngere Geschichte ihres Landes zu erklären. Zum besseren Verständnis der Personen und ihres Handelns gehört auch die Problematik der Minderheiten, denn Myanmar ist ein Vielvölkerstaat, in dem die Mehrheit der Burmanen nicht bei allen wohlgeht.

Damit sind wir bei Namen: Die britischen Kolonialherren haben das Land «Burma» genannt, weil sich die Mehrheit der Einwohner selbst

als «Bamar» bezeichneten. Die ethnischen Minderheiten wie etwa die Mon oder die Karen blieben dabei unberücksichtigt. In Deutschland ist neben «Burma» und den «Burmesen» auch die übersetzte Form gebräuchlich: «Birma» und «Birmesen», die «Birmesisch» sprechen.

Die Militärjunta hat den offiziellen Staatsnamen am 18. Juni 1989 geändert: Aus der «Union Burma» wurde die «Union Myanmar». Myanmar ist ein Begriff, den die Menschen in der Schriftsprache schon immer für ihr Land benutzt haben. Die Generäle wollten sich damit von der Kolonialmacht absetzen und ihre Eigenständigkeit beweisen. Die Sache wurde kompliziert – und politisch. Weil das Regime die Namensänderung durchgesetzt hatte, ohne das Volk zu fragen, weigerten sich viele zu folgen. Die prominenteste Gegnerin: Aung San Suu Kyi. Sie sagt auf Englisch weiter «Burma» und «Burmese». Auch die USA machten nicht mit, für sie blieb Myanmar bis Mitte 2014 Burma. Das Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» hat ebenfalls die alte Schreibweise beibehalten, die BBC verwendet erst seit 2014 Myanmar.

Auch Rangun (im Englischen: «Rangoon») bekam einen anderen Namen: «Yangon». Aus der Tempelstadt Pagan wurde Bagan, aus dem Volk der Arakan das Volk der Rakhine, aus dem Fluss Irrawaddy der Ayeyarwady.

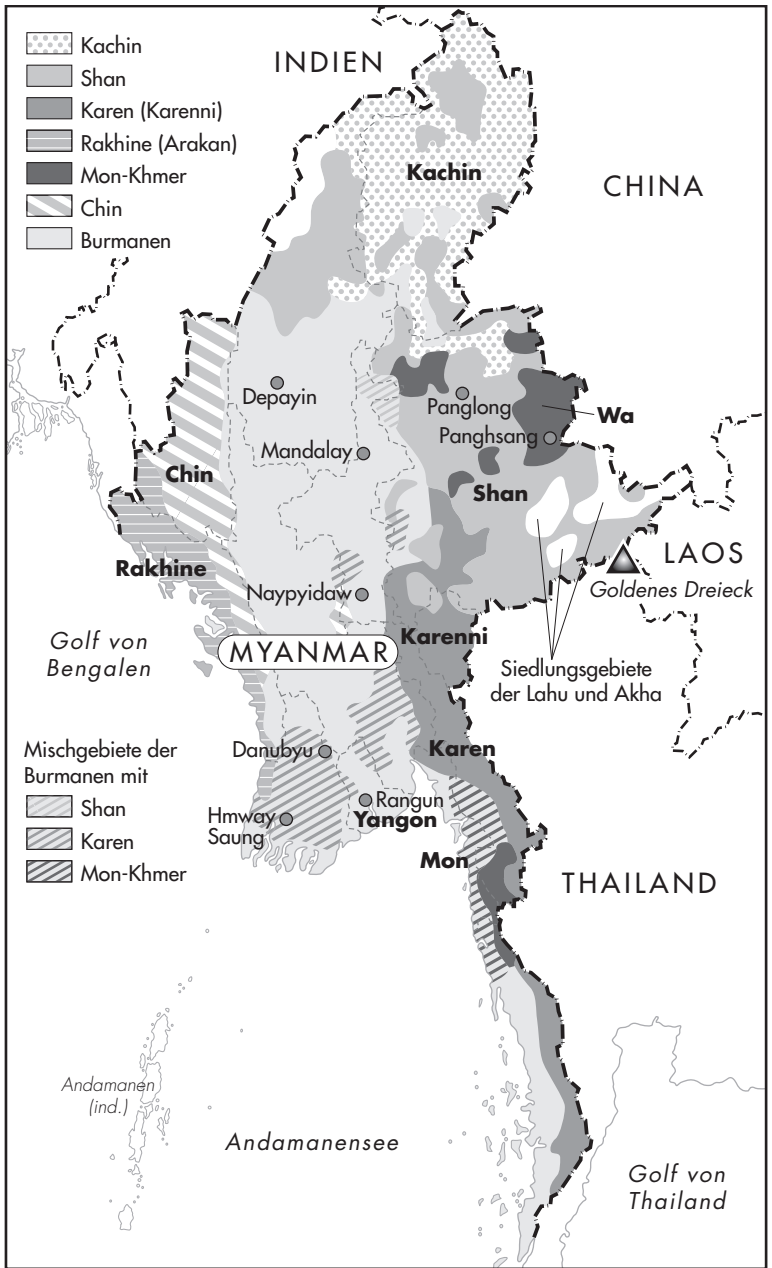
Persönlich finde ich Burma bzw. Birma sympathischer als das Myanmar der Junta. Doch dieser Begriff setzt sich in Literatur und politischer Praxis immer mehr durch. Für die UNO und das Berliner Auswärtige Amt gelten Myanmar und Yangon.

Deshalb benutze ich in diesem Buch beide Begriffe: Burma und Rangun für die Zeit vor der offiziellen Namensänderung, Myanmar und Yangon für die Zeit nach 1989. Die Bezeichnungen in Zitaten oder Quellen ändere ich nicht. Allerdings werden die Menschen bei mir nicht zu Myanma oder Myanmaresen, und sie sprechen auch nicht Myanma, Myanmaresisch oder Myanmarisch. Diese Begriffe halte ich für zu kompliziert und zu ungebräuchlich. Sie bleiben Burmesen, die Burmesisch sprechen. Ist vom Volk der «Bamar» die Rede, also nicht von den Staatsbürgern des Landes, nenne ich sie «Burmanen». Aung San Suu Kyi ist also Burmesin als Staatsbürgerin und Burmanin als Angehörige der Mehrheitsethnie. Auch der mächtige Irrawaddy wird

aus diesem Grund nicht zum Ayeyarwady, das Volk der Karen nicht zu den Kayin.

Persönliche Namen sind in Myanmar ebenfalls kompliziert. Es gibt keine Vor- und Nachnamen. «Aung San» stammt zum Beispiel von ihrem Vater, «Suu» von ihrer Großmutter und «Kyi» von ihrer Mutter. Vor die Namen gehören Anreden: «Daw» (Dame) bei Frauen, «U» (Onkel) bei Männern; «Ma» werden jüngere Frauen genannt, «Ko Ko» jüngere Männer. Wenn also von «Ma Suu» gesprochen wird, ist Aung San Suu Kyi gemeint. «Daw» und «U» erwähne ich nur beim ersten Mal, es sei denn, die Anrede ist in die Geschichte eingegangen, wie etwa beim früheren UNO-Generalsekretär U Thant oder beim Expremierminister U Nu.

Einige feste englische Begriffe wie etwa das «Rangoon General Hospital» oder die «University Avenue» habe ich belassen.



Einleitung: Aung San Suu Kyi – Brücke zwischen Ost und West

Tauwetter in Myanmar

Wenn sie durch ihr Land fährt, werfen ihr Anhänger Blumen und Obst zu. Oft bleibt der Konvoi in der Menge stecken, weil so viele Menschen sie von Nahem sehen, sie begrüßen, sie berühren wollen – fast wie ein göttliches Wesen oder zumindest wie einen Popstar.

Kinder singen ihr zu Ehren, Studenten brechen in Tränen aus, wenn sie die Gelegenheit bekommen, ihr eine Frage zu stellen. Der 72-jährige leitende Redakteur der Parteizeitung «D-Wave», Pyapon Ni Lone Oo, schiebt nach unserem Gespräch in Yangon stolz einen dünnen Band mit eigenen Gedichten über den Tisch, in denen er seine Chefin anhimmt: «Oh, Du Rose, Du die volksliebende Herzblume!» Ein privater Moment in der Öffentlichkeit, ein Spaziergang, ein Einkaufsbummel auf dem Markt sind ihr nicht mehr möglich, ohne dass Menschen herbeiströmen, die sie bewundern.

Im Zentrum Yangons bieten Händler T-Shirts, Becher oder Taschen mit ihrem Porträt feil. Manche Galerien organisieren Ausstellungen von Künstlern, die immer wieder nur eine Frau malen: Aung San Suu Kyi. Ihr Foto findet sich auf Kalendern, Schulheften und Buchdeckeln. Vor der Parteizentrale der «National League for Democracy» (NLD) in der West Shwegondaing Road sind ganze Stapel mit DVDs ihrer Auftritte zu kaufen, daneben Aung-San-Suu-Kyi-Tassen, -Tüten, -Beutel und -Schlüsselanhänger, kleine Statuen und Büsten.

All das erscheint in Yangon wie ein Wunder: Noch vor wenigen Jahren saß Aung San Suu Kyi im Hausarrest. Damals wagte es niemand,

ihren Namen laut auszusprechen, schüttete die staatliche Presse Hohn und Spott über sie aus, dichtete ihr Liebesaffären an, warf ihr Nähe zu den Kommunisten und Vaterlandsverrat vor.

Seit 1989 hatte die Militärjunta sie dreimal eingesperrt, ihre Anhänger verhaftet und gefoltert – oft für lächerliche oder konstruierte Vergehen. Es gab in der Regel weder Richter, die sie verurteilten, noch Anwälte, die sie verteidigten. Der Geheimdienst und das Militär allein hatten die Macht, Freiheit zu nehmen und sie wieder zu geben. 2010 zählten Menschenrechtler 2189 politische Häftlinge in 42 Gefängnissen und über 100 Arbeitslagern, im Juli 2014 saßen nach wie vor 70 politische Aktivisten hinter Gittern.¹

Wer heute in Yangon mit Oppositionspolitikern, kritischen Journalisten oder Wissenschaftlern spricht, begegnet kaum jemandem, der nicht im Gefängnis saß oder ins Exil geflüchtet ist. Unter der burmesischen Junta herrschten weitaus schlimmere Verhältnisse als in anderen Diktaturen dieser Welt: Sie unterdrückte nicht nur die Erwachsenen, sie zwang auch Kinder in ihre Armee. Und sie stahl der Jugend die Chance auf Wissen und Bildung, indem sie auf Monate Schulen und Universitäten verriegelte, weil sie Unruhen der Teenager befürchtete. Nur die KP Chinas hat das während der Kulturrevolution (1966–1976) geschafft.

Über 15 Jahre lang war Aung San Suu Kyi die wichtigste Gefangene der Generäle. Jetzt ist sie frei und sogar Abgeordnete des Parlaments. Über ihre Reden und Auftritte berichten die heimischen Medien. 2010 war das Unerwartete geschehen: Die Militärs, die Myanmar jahrzehntelang mit eiserner Faust regiert hatten, rückten plötzlich beiseite. In jenem Jahr durften die Bürger zum ersten Mal nach 20 Jahren wieder wählen, und der langjährige Junta-Chef, Senior-General Than Shwe, trat von der politischen Bühne ab. Statt seiner führt Exgeneral Thein Sein mit einer quasizivilen Regierung als Staatspräsident das Land.

Niemand kennt so recht den Grund für das Umschwenken des Militärs. Aung San Suu Kyi glaubt, die fatale wirtschaftliche Lage des Landes sei die Ursache gewesen. Womöglich befürchteten die Generäle aber auch, das gleiche Schicksal zu erleiden wie Diktatoren in anderen Regionen der Welt. Indem sie rechtzeitig ein klein wenig

nachgaben, konnten sie die Kontrolle über das Land und die Geldtöpfe behalten.

Der neue Mann an der Spitze, ein unscheinbarer Herr mit halbrunder Goldrandbrille und schütterem Haar, war einst Infanterie-Generalleutnant, mehr ein Schreibtischsoldat als ein Schlachtenlenker. Er hat eine erstaunliche Verwandlung hinter sich, war er doch seit 1997 Mitglied des Militärregimes, das seine politischen Gegner brutal unterdrückte. Später leitete er die Regierungspartei «Union Solidarity and Development Party» (USDP) und wurde schließlich Premierminister.

Kaum im Amt, ließ er 2010 nicht nur Aung San Suu Kyi, sondern auch Hunderte weitere Dissidenten frei – und schuf so die Voraussetzungen für ein Ende der Isolierung Myanmars und seiner rund 51 Millionen Einwohner. Die USA und die EU strichen Sanktionen. Politiker wie US-Präsident Barack Obama oder Bundespräsident Joachim Gauck, Konzernchefs und die Vertreter von Hilfsorganisationen geben sich seither in der neuen Hauptstadt Naypyidaw die Klinke in die Hand – und alle wollen mit der «Lady» sprechen, wie Aung San Suu Kyi in ihrer Heimat oft genannt wird.

Sie selbst darf seither wieder ins Ausland reisen, ohne fürchten zu müssen, nicht in ihre Heimat zurückkehren zu dürfen. Sie wird mit Ehrendokortiteln, Medaillen und Ehrungen überhäuft, nachdem sie bereits 1991 den Friedensnobelpreis und ein Jahr zuvor den nach dem lange verbannten russischen Regierungskritiker und Atomwissenschaftler benannten Sacharow-Preis «für geistige Freiheit» des Europäischen Parlaments erhalten hatte. 2014 empfing sie während ihres Berlinbesuchs den Internationalen Willy-Brandt-Preis der deutschen Sozialdemokraten.

Ikone der Freiheit

Kein Zweifel: Nur wenige Politiker und Politikerinnen dieser Welt begeistern die Menschen so wie Aung San Suu Kyi. Die Jazzvirtuosen Herbie Hancock und Wayne Shorter spielten das Stück «Aung San Suu Kyi», es gewann 1997 als beste Instrumentalkomposition den Grammy.

Die irische Rockgruppe U2 widmete ihr 2000 ein Lied («Walk on»). Die US-Schauspieler George Clooney und Brad Pitt, die Sänger Madonna und Bono warben für ihre Freilassung. Der französische Regisseur Luc Besson setzte ihr 2011 mit dem Film «The Lady» – in der Hauptrolle der malaysische Star Michelle Yeoh – ein Denkmal. Aung San Suu Kyi selbst hat sich den Streifen übrigens nie angesehen.

«Beauty and the Beast in Burma» überschrieb die «New York Review of Books» einen Artikel des britischen Journalisten und Historikers Timothy Garton Ash über die Gegner in diesem Kampf um die Macht in Myanmar – hier eine schöne Oppositionspolitikerin und dort grobe Generäle.²

Aung San Suu Kyi fasziniert, weil sie Ost und West auf unnachahmliche Weise verbindet. Sie war mit einem Engländer verheiratet, sie hat in Oxford studiert und in New York gearbeitet. Sie spricht das Englisch der Oberklasse, zum Teil altmodisch und literarisch wie in ihrer Dankesrede für den Friedensnobelpreis – und ist doch Buddhistin durch und durch, philosophiert gerne über die sechs buddhistischen Leiden oder die zehn Tugenden. Eine Brücke zwischen westlicher Demokratie und östlichem Buddhismus zu schlagen, das Wertesystem der Oxford-Universität, nämlich den Respekt «für das Beste in der menschlichen Zivilisation», auf ihr Land zu übertragen – das ist ihr großes Lebensziel.

Obwohl sie so lange im Ausland gelebt hat, ist sie tief verwurzelt in ihrer Heimat. So trägt sie stets den burmesischen Longyi, den langen Rock. Bewunderer zeichnen Aung San Suu Kyi gern als zierlich-fragile, gleichwohl unbeugsame Asiatin mit der Aura der gewaltlosen Entschlossenheit, eine Inkarnation fernöstlicher Duldsamkeit, die Schmerz, Unbill und Erniedrigung für ein hehres Ziel auf sich nimmt.

Die Verbindung zwischen Ost und West, zwischen Asien und Europa brachte sie in ihrer Rede vor dem englischen Parlament mit einem Zitat aus einem Gedicht des englischen Dichters Arthur Hugh Clough (1819–1861) selbst zum Ausdruck: Wenn das Tageslicht anbreche, scheine es durch die östlichen Fenster, «aber zum Westen hin, schau, wie hell das Land ist»!³

Obwohl sie bereits über 40 Jahre alt war, als sie sich der Politik wandte, ist sie schon zu Lebzeiten eine Lichtgestalt. Sie steht in einer



Aung San Suu Kyi – für viele eine Lichtgestalt. Die Asiatin verkörpert Hoffnung für Millionen.

Reihe mit dem Südafrikaner Nelson Mandela und dem Dalai Lama, dem religiösen Oberhaupt der Tibeter. Wer von ihr spricht, denkt an den amerikanischen Prediger Martin Luther King oder den tschechischen Dissidenten und späteren Präsidenten Václav Havel.

Es scheint, als verkörpere sie persönlich all die Hoffnungen auf ein besseres Leben in Myanmar. Bewunderer nennen sie «Ikone der Freiheit». Der Sprecher des britischen Unterhauses, John Bercon, erhob sie 2012 zum «Gewissen eines Landes» und zur «Heldin der Menschheit».⁴ Sie selbst lehnt Beweihräucherung ab. Eine Ikone stehe oder hänge irgendwo herum, sie aber arbeite hart. Wenn sie «Ikone» genannt werde, könnte leicht der Eindruck entstehen, dass sie nur zum Anschauen da sei, beteuert sie immer wieder.

Ihre Popularität weiß sie wohl zu nutzen, wie eine Spendenaktion an einem Abend im Februar 2014 zeigt. Auf einem leeren Gelände gegenüber der alten Pferderennbahn Yangons stehen 70 Reihen Plastikstühle, blau-grüne Lichterketten funkeln in den Bäumen. Zwei große Porträts von Aung San Suu Kyi rahmen eine Bühne ein. Dazwischen steht sie selbst, in einem blaugrauen langen Rock, einer rosa Bluse und einem rosa Schal. Im Haar hat sie auf der einen Seite weiße Blüten und auf der anderen Seite eine rosa Rose. Aung San Suu Kyi und ihre NLD haben zu einem Benefizkonzert eingeladen, dessen Erlös in Krankenhäuser und Gesundheitsstationen auf dem Land fließen soll. 20 Minuten lang beklagt die Gastgeberin, die wie immer frei spricht, wie arg es um die medizinische Versorgung im Lande steht. Sponsoren, meist von Pharmaunternehmen und Apotheken, klettern mit Umschlägen in der Hand auf die Bühne. Händeschütteln, ein gemeinsames Foto. Von der Firma «Frozen Frolic Yoghurt» gibt es eine Million Kyat (rund 720 Euro). Dann hämmert die Gruppe «Bobo» schweren Myanmar-Rock, und Aung San Suu Kyi ergreift die Flucht. Erst zieht sie sich einige Sitzreihen nach hinten zurück, dann verschwindet sie ganz in der Dunkelheit.

Ein paar Kilometer weiter, in der Innenstadt, drängen sich Zuschauer in der Galerie «Sixtyfive». Hier sind zum ersten Mal Zeichnungen des populären Karikaturisten Pe Thein zu sehen, die zuvor nicht veröffentlicht werden durften: Zwei zeigen Aung San Suu Kyi, wie ihr, gefangen in einem Vogelkäfig, zahlreiche Medaillen entgegengestreckt werden.

Ohne ihren Vater, den Nationalhelden Aung San, wäre sie wahrscheinlich nicht so berühmt geworden. Bevor der General 1947 von politischen Rivalen erschossen wurde, hatte er erfolgreich für die Unabhängigkeit Burmas gekämpft. Damit steht Aung San Suu Kyi in einer Reihe mit anderen prominenten Töchtern Asiens wie Indira Gandhi (Indien), Benazir Bhutto (Pakistan), Sheikh Hasina Wajed (Bangladesch) oder Megawati Sukarnoputri (Indonesien), die alle den politischen Ehrgeiz ihrer Väter geerbt hatten und deren Werk vollenden wollten.

Bis 2015 hat sie es im Gegensatz zu diesen Frauen nicht in ein Regierungsamts geschafft, und es ist offen, ob sie es jemals tun wird. Sie hat

für ihr Ziel, ein besseres Myanmar, große Opfer gebracht: So versagte sie es sich, ihren sterbenden Mann in seinen letzten Stunden zu begleiten und ihre halbwüchsigen Söhne zu erziehen – die große Sache war ihr wichtiger. Als «fast fanatisch in der Pflichterfüllung gegenüber ihrem Land» hat ihr politischer Weggefährte U Kyi Maung diese Haltung beschrieben.⁵ Ihre Heimat hat es nicht zuletzt ihr zu verdanken, dass sie im Bewusstsein der Weltöffentlichkeit blieb.

Goldenes Land, armes Land

Schon in früheren Zeiten hatte Burma mit seinen unzähligen Tempeln und Pagoden, mit den auf Spenden wartenden Mönchen und Nonnen, mit seinen Teakholz ziehenden Elefanten und seinen schimmernden Reisfeldern die Europäer fasziniert. «Dies ist Burma – und es wird wie kein anderes Land sein, das Du kennst», schwärmte der britische Autor Rudyard Kipling beim Anblick der Shwedagon-Pagode. Kiplings Gedicht «Road to Mandalay» (gesungen von Frank Sinatra und Robbie Williams) beschreibt die Sehnsucht eines britischen Soldaten nach einem märchenhaften Land und einer geheimnisvollen Frau. George Orwells «Tage in Burma» handelt von der tragischen Liebe eines britischen Holzhändlers in der Ortschaft Kyauktada.

Die Einheimischen nennen ihre Heimat gerne «Das goldene Land». Der Schönheit dieser Bilder steht die große Härte des Alltags gegenüber. Burmas Bevölkerung litt unter den eigenen Kriegskönigen, später unter den britischen Kolonialherren, dann unter einem der brutalsten Militärregimes der Welt. Obwohl reich an Rohstoffen und Edelsteinen, ist es derzeit eines der ärmsten Länder auf dieser Erde. Nach seiner Unabhängigkeit 1948 tobte ein langer Bürgerkrieg zwischen der Zentralregierung und zahlreichen Rebellenarmeen. Ganze Landstriche sind zu Narco-Regionen verkommen, weil sich Aufständische und Warlords mit dem Handel von Opium und Amphetaminen die Kriegskassen und die eigenen Konten füllen.

Eingekeilt zwischen den Großmächten Indien und China, liegt Burma/Myanmar am Golf von Bengalen, einer strategisch wichtigen

Wasserstraße, die Indien und Südostasien miteinander verbindet und durch die chinesische Öltanker und amerikanische Flugzeugträger pflügen. Seine geografische Lage macht das Land zum Objekt der Begierde. An seiner Küste lassen sich Häfen und Horchposten errichten, durch sein Gebiet Gas- und Ölpipelines nach China und nach Thailand legen.

Aung San Suu Kyi hat als Tochter des Armeegründers nie aus ihrer Sympathie für das Militär einen Hehl gemacht. Sie habe eine Schwäche für Uniformen, gab sie einmal zu. Dennoch trieb sie jahrelang die Generäle zur Weißglut. Die ihrerseits haben sie beleidigt, schikaniert und gequält, wo es nur ging. Vor den Parlamentswahlen 1990 wurde sie unter Hausarrest gestellt. Damals gewann die NLD haushoch – doch das Militär weigerte sich, die Macht abzugeben.

Ist sie überzeugt davon, das Richtige zu tun, kann man sie nicht mehr davon abbringen, sagen Freunde und Gegner. Ja, sie könne sogar ziemlich autoritär werden. Einen «Kern aus Stahl» entdeckte der frühere britische Botschafter in Yangon, Andrew Heyn, in dieser zierlichen Frau.⁶ Was hat Aung San Suu Kyi geprägt? Woher nahm sie die Kraft, die langen Jahre des Hausarrests durchzustehen und der Verlockung einer Ausreise ins Exil selbst dann nicht nachzugeben, als ihr Mann im fernen England um sein Leben kämpfte? Ist sie «eisig», «hartherzig», eine «schlechte Mutter», wie ihr Kritiker vorwerfen, weil sie sich so viele Jahre nicht um ihre Söhne kümmerte und sich stattdessen für den Kampf gegen die Generäle entschied?⁷

Hat sie gar, wie ihre politischen Gegner sagen, Unglück über Millionen von Burmesen gebracht, als sie als Oppositionsführerin die internationale Gemeinschaft darin bestärkte, nicht mit der Junta zu handeln, Touristen fernzuhalten und im Land nicht zu investieren? Macht sie gar einen kapitalen Fehler, wenn sie sich nun in die Niederungen des politischen Alltags mit seinen Kompromissen und Deals begibt?

Sind die gewaltigen Erwartungen, die so viele Bewohner dieses politisch und ethnisch zerrissenen Landes in sie setzen, überhaupt zu erfüllen? Muss sie ihre Anhängerschaft nicht enttäuschen, wird sie irgendwann womöglich als tragische Figur enden wie der einst populäre polnische Arbeiterführer und spätere glücklose Präsident Lech Wałęsa?

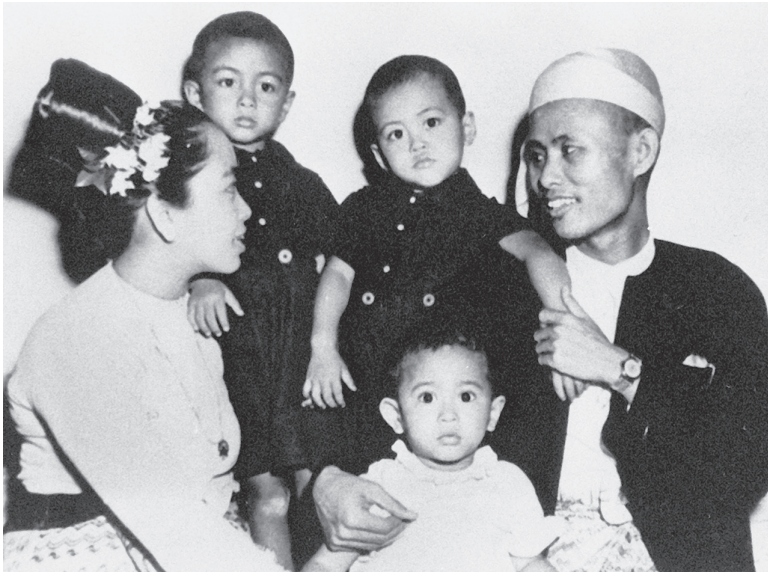
1. Eine Jugend als Tochter eines berühmten Vaters und einer strengen Mutter 1945–1964

Geburt in turbulenten Zeiten

Als sie am 19. Juni 1945 das Licht der Welt erblickt, ist es brütend heiß. Die Temperatur klettert in diesen Tagen bis auf 40 Grad. Der Himmel hängt voller schwerer Wolken, der Monsun zieht unerbittlich über Felder, Kanäle und Flussarme, auch über das Dorf Hmway Saung.

Ihre Mutter Khin Kyi hat hier, in ihrer alten Heimat im Delta des Irrawaddy, hochschwanger vor der japanischen Besatzungsmacht Zuflucht gesucht. Denn ihr Vater, der Unabhängigkeitskämpfer Aung San, gilt in den Augen der Japaner als Verräter, der nichts anderes als den Tod verdient: Zwei Monate vor Aung San Suu Kyis Geburt ist er mit den Truppen der Burmesischen Nationalarmee (BNA) zu den Briten, den früheren Kolonialherren, übergelaufen. Wenn die Japaner seine Frau und die zwei kleinen Söhne erwischen, werden sie sich bitter an ihnen rächen, fürchtet er.

Seine Familie im Hauptquartier der BNA in Thayetchaung ganz im Süden des Landes unterzubringen erwies sich als zu riskant. In Rangun zu bleiben war ebenso gefährlich. Also sind Khin Kyi, die Kinder, ihre Schwester und fünf Soldaten in der Nacht zum 18. März aus Rangun herausgeschlüpft, um sich, als einfache Bauern verkleidet, auf dem Land zu verstecken. Das Glück ist ihnen hold. Auf dem Twantay-Kanal, der von Rangun ins Irrawaddy-Delta führt, beschießt ein japanisches Kampfflugzeug Boote, die nur wenige Meter von ihnen entfernt liegen.



Familienglück in Rangun 1947: Aung San Suu Kyi (im Vordergrund) mit Mutter Khin Kyi, den Brüdern Aung San Oo und Aung San Lin und ihrem Vater Aung San

In der Stadt Pyapon wimmelt es von japanischen Soldaten. Am Ufer des Dorfes Kyatphamwezaung gibt sich eine Wache mit der Auskunft Khin Kyis zufrieden, sie wolle hier frischen Fisch kaufen.

Kurz vor Aung San Suu Kyis Geburt ist die größte Gefahr vorüber. In Rangun donnern am 15. Juni Salutschüsse: Die Alliierten feiern mit einer großen Parade ihren Sieg über die Japaner, obwohl die noch in verschiedenen Ecken des Landes erbittert kämpfen. Am 3. Mai waren die letzten Soldaten des Kaisers Hirohito aus der Stadt geflohen, fünf Tage später gab die deutsche Wehrmacht im fernen Europa den Zweiten Weltkrieg für verloren und kapitulierte. In Rangun herrscht Chaos. Die Hafenviertel sind zerstört, Plünderer marodieren durch die Straßen. Nun bereitet sich London darauf vor, seine Kolonie wieder in den Griff zu bekommen. Aung San schreibt seiner Frau eine Notiz: Komm nach Rangun zurück, die Japaner sind verschwunden, die Stadt ist sicher. Darauf macht sich die Gruppe auf den Heimweg. Das Mitglied der Familie, das in diesen turbulenten Tagen geboren wird, heißt Aung

San Suu Kyi. Ihr Name bedeutet übersetzt: «Eine seltsame Ansammlung glänzender Siege».

Es war ein behütetes und privilegiertes Leben, in das sie trotz der wirren Zeiten hineingeboren wurde. Ihr Vater Aung San diente nun den britischen Kolonialherren als De-facto-Premierminister. Ihn verehrte das Volk als kühnen Kämpfer für die Unabhängigkeit. Die Familie zog in ein großes Haus in der Tower Lane, einer schmalen gewundenen Straße oberhalb des Kandawgyi-Sees, der zu dieser Zeit noch Royal Lake hieß. Es war eine gute Gegend. In dem großen Garten pflanzte Aung San Gemüse und Salat an, und in einem Teich quakten Frösche. Beim Einzug ahnte niemand, welches Unglück der Familie bevorstand.

Tod im Teich

Um ins Haus zu kommen, musste die kleine Aung San Suu Kyi viele Treppenstufen hochklettern. Hinter der Tür lag der große Eingangsbereich. Links, vor einem Bücherregal, aß die Familie an einem großen Holztisch. Auf der anderen Seite befand sich das Wohnzimmer, wo Gäste empfangen wurden. In der Mitte des Foyers führte eine Treppe in den ersten Stock zum Arbeitszimmer des Vaters, zum Bad und dem Schlafzimmer der Eltern. Die Räume waren tagsüber abgedunkelt, damit sie in der Hitze kühl blieben. Eine schmale Wendeltreppe wand sich hinauf in ein winziges Turmzimmer, in dem der Vater meditierte. Vom kleinen Fenster war die Shwedagon-Pagode, das Wahrzeichen und religiöse Zentrum Burmas, zu sehen.

Aung San Suu Kyi hatte zwei Brüder: Aung San Oo, der Älteste, war zwei Jahre alt, als sie geboren wurde. Aung San Lin kam ein Jahr vor ihr zur Welt. Eine jüngere Schwester, Aung San Chit, lebte nur wenige Tage. Sie starb am 26. September 1946. Die drei Kinder wohnten ebenfalls im ersten Stock in einem großen Zimmer mit hohen Wänden. Sie schliefen in Holzbetten mit Moskitonetzen.

Aung San Suu Kyi erinnert sich, wie sie als Sechsjährige auf der Veranda stand und fasziniert dem Regen zuschaute, der in der Mon-

sunzeit auf die Erde prasselte: «Ich schaute, wie sich der Himmel verdunkelte, und hörte den Erwachsenen mit ihren gefühlsseligen Geschichten zu, die sie angesichts der dunstigen Schwaden dicker Regenwolken erzählten.» Und sie beobachtete, dass Regen, der in «glitzernden Kristallstäben» herabfiel, bei den Erwachsenen «Sehnsucht nach der Vergangenheit» auslöste und ein solch grauer Sonntag für sie «Ausdruck unerklärlichen Leids» war.¹

Mit Leid wurde Aung San Suu Kyi schon in früher Kindheit konfrontiert. Die erste Tragödie erlebte sie freilich nicht bewusst: Sie war erst zwei Jahre und einen Monat alt, als Attentäter ihren Vater und sechs weitere Politiker erschossen, darunter auch ihren Onkel U Ba Win, den Bruder Aung Sans.

»Ich erinnere mich an ihn, wie er mich jedesmal auf den Arm nahm, wenn er nach der Arbeit nach Hause kam«, sagte sie, war sich aber nicht sicher, ob dies ihre eigene Erinnerung war oder ob sie es nur von Erzählungen wusste.² Später fiel ihr ein, dass sie sich einmal geweigert hatte, ihrem Vater einen Kuss zu geben, weil der einen Schnupfen hatte. Ein anderes mal nahm er sie mal nicht auf den Arm und sie verlangte: «Bitte, heb dieses Kind hoch.» Als er scherzte: «Welches Kind denn?», krächte sie: «Dieses Kind, dieses Kind.»

Außer diesen Erinnerungen an ihren Vater blieb ihr eine Puppe, die er im Januar 1947 aus London mitgebracht hatte. Und da war ein weißer Schal ihrer Mutter, den sie beim Reinemachen aus dem Kleiderschrank holte. Auf ihm war ein großer Blutfleck getrocknet. Ihre Mutter, berichtete sie ihrer Freundin Ma Thanegi, trug diesen Schal am Tag des Attentats. Als sie den Stoff wieder in den Händen hielt, rief sie aus: «Da war so viel Blut! Da war so viel Blut!»³

Die zweite Tragödie geschah fast sechs Jahre später, und Aung San Suu Kyi brauchte Jahrzehnte, um sie zu verwinden. Es war der 16. Januar 1953. Aung San Suu Kyi spielte mit ihrem Lieblingsbruder Aung San Lin im Garten. Er war ein Kumpel, mit dem man Unsinn machen konnte, einer, den sie bewunderte und innig liebte – im Gegensatz zum älteren Aung San Oo, einem Eigenbrödler, der sich nicht mit einem kleinen Mädchen abgab. Bis heute ist das Verhältnis zwischen Aung San Oo und Aung San Suu Kyi gespannt.

An diesem Januartag stapfte Aung San Suu Kyi die Stufen hinauf ins Haus, ihr Bruder blieb draußen und spielte weiter am Teich. Als sein Spielzeuggewehr in das trübe Wasser fiel, versuchte er es herauszufischen. Eine Sandale blieb dabei im Schlamm stecken. Ihm gelang es dennoch, das Gewehr zu erwischen, er rannte nach oben und gab es seiner Schwester. Dann flitzte er wieder zum Teich, um die Sandale zu holen. Nach einer Weile trieb er mit dem Gesicht nach unten im Wasser. Es ist nicht klar, wer ihn so gefunden hat: seine Schwester oder einer der Hausangestellten. Später berichtete Aung San Suu Kyi, dass sie sich nur daran erinnerte, wie sie nach dem Spielen zurück ins Haus gelaufen war. Von da an war die Erinnerung ausgelöscht.

Sein Tod traf die Schwester hart. «Ich stand ihm sehr nahe, näher als irgendjemandem anderen», sagte sie. «Wir teilten ein Zimmer, wir spielten immer gemeinsam. Sein Tod war ein schrecklicher Verlust für mich.» Doch zerbrochen sei sie an dem Unglück nicht. «Ich war nicht völlig am Boden zerstört durch das Ereignis. Ich war traurig ...» Die Familie habe sie wohl aufgefangen, um ihren Kummer verarbeiten zu können.⁴ Noch als erwachsene Frau vermisste Aung San Suu Kyi ihren älteren Bruder, vor allem, wenn sie selbst in schwierigen Situationen steckte.

[...]